



Ali Al-Kurdi

Der
Schamaya-
Palast

Roman

Wallstein

Ali Al-Kurdi

Der Schamaya-Palast

Roman

*Aus dem Arabischen
von Larissa Bender*

Wallstein Verlag

Inhalt

Umschlag

Titel

Der Schamaya-Palast

Impressum

»Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen.«

William Faulkner

Ahmad Al-Scheich Talib

»Stadtplan« war das Lieblingsspiel unserer Kindheit im jüdischen Viertel von Damaskus. Wir teilten uns in zwei Gruppen auf. Die erste Gruppe begab sich außer Sichtweite, während die zweite Gruppe mit Kreide die miteinander verflochtenen Gassen des Viertels auf den Boden zeichnete, um das Areal einzugrenzen, innerhalb dessen wir uns bewegen würden. Dann zogen die Mitglieder dieser zweiten Gruppe los, um sich im Labyrinth der von ihnen aufgemalten Gassen zu verstecken. Die andere Mannschaft studierte den »Stadtplan« und begab sich dann auf die Suche nach den Jungen, die sich versteckt hatten. Sinn des Spiels war, die Mitglieder der zweiten Gruppe zu fangen, bevor sie innerhalb einer festgelegten Zeit zurückkehren und die Spuren des »Stadtplans« verwischen konnten.

Bei diesem spannenden Spiel mussten wir laufen, auf der Hut sein, manövrieren, taktieren, uns verstecken und dadurch der Gefahr aus dem Weg gehen, geschnappt zu werden.

Weder mir noch irgendeinem meiner kleinen Freunde wäre es damals in der Aufregung dieses Spiels in den Sinn gekommen, dass wir in einem Teil der Stadt lebten, dessen vielfältiges mosaikartiges Gewebe ein Sammelbecken unterschiedlicher Religionen, Ethnien und Kulturen darstellte. Während wir die Windungen der engen Gassen und die eigentümlichen Labyrinth mit Kreide auf den Boden malten, dachten wir nicht darüber nach, dass wir uns an einem Ort befanden, der jahrtausendealte Spuren der Menschheit barg. Und weder mir noch einem anderen der palästinensischen Flüchtlingskinder war das große Leid unserer Familien bewusst, die sich nach den Qualen ihrer Odyssee im Jahr 1948 in diesem Teil der Stadt niedergelassen und damit der Vielfalt noch einen

weiteren Bestandteil hinzugefügt hatten. Dort angekommen, begannen sie zunächst, sich neu zu entdecken und neu zu erschaffen, um zu erfahren, welches ihre Rechte und Pflichten waren.

Meine Familie hatte, wie Hunderte andere Flüchtlingsfamilien auch, von dem Erlass der syrischen Regierung Anfang der fünfziger Jahre profitiert, nach dem Flüchtlinge in den Häusern der abwesenden syrischen Juden untergebracht werden sollten. Und wir hatten das Glück, dass uns eines der weiträumigen hellen Zimmer im Schamaya-Palast zugeteilt wurde, ein schönes Damaszener Haus, das der reiche Jude Schamaya Efendi im Jahr 1865 hatte erbauen lassen. Da seine Erben Syrien damals zusammen mit den anderen Angehörigen ihrer Religionsgemeinschaft verlassen hatten, wurde das Haus als Besitz abwesender Juden registriert und genau wie andere verschlossene Häuser für einige palästinensische Flüchtlinge geöffnet, die zur damaligen Zeit noch in Moscheen, auf Schuldächern und in Zelten hausten.

Nach und nach fand ich heraus, dass wir uns in vielen Dingen von unserer Umgebung unterschieden: Der Klang unserer Dialekte, den wir von unseren Vätern geerbt hatten, war anders; unsere Schule, die der UNRWA unterstand, unterschied sich von den staatlichen oder privaten Schulen für die Kinder der Einheimischen; und nur wir, die wir als Flüchtlinge bezeichnet wurden, gingen am Ende des Monats zum Zentrum für die Verteilung von Hilfsleistungen, um Lebensmittel zu erhalten. Und nur wir hatten eine kostenlose Krankenstation mit dem blauen UNRWA-Logo und ein Zentrum für die Verteilung von Milch, auf dem das gleiche Logo prangte.

Ich weiß nicht, warum ich seit meiner frühesten Kindheit einen starken Widerwillen gegen alles verspürte, was mit der UNRWA zu tun hatte; vielleicht weil diese Organisation unser Elend bezeugte. Ich hasste die blaue »Karte«, weil meine Mutter mich meistens frühmorgens zwang, damit

zur Krankenstation zu gehen, um für sie oder eines meiner Geschwister eine »Nummer« zu ziehen, die man brauchte, um die Praxis zu betreten. Ich stand dann mit Frauen, Männern und Kindern in einer langen Schlange, bis ich die »Nummer« endlich in den Händen hielt, und jeden Tag stritt ich mich mit meinem jüngeren Bruder darüber, wer von uns unseren Milch-Anteil von der UNRWA abholen sollte.

Der Unterschied zwischen uns und den anderen Bewohnern von Damaskus beschränkte sich allerdings nicht auf diese Äußerlichkeiten. Es gab viele Vorfälle und Ereignisse, die mich in innere Konflikte stürzten und die ich mir damals nicht erklären konnte. Warum zum Beispiel trugen nur wir allein, die Kinder der Flüchtlingsfamilien, den Teig für die Fladenbrote, den unsere Mütter zu Hause aus dem Mehl der Agency geknetet hatten, auf unseren Köpfen zum öffentlichen Backofen, damit das Brot dort für uns gebacken wurde? Ich nahm die verstohlenen Blicke der anderen wahr, wenn ich mit dem Backblech voller Teig auf dem Kopf zum Ofen ging oder mit den fertigen Broten von dort zurückkam, argwöhnische Blicke voller Mitleid oder Verwunderung, die mich den Unterschied spüren ließen. Damals verstand ich nicht, was das Wort »Identität« bedeutete, und vielleicht waren es diese argwöhnischen Blicke, die so viele Fragen in mir aufwarfen. Was hieß eigentlich Flucht, was war »die palästinensische Sache«, was bedeutete Zugehörigkeit und was brachte es mit sich, dass wir eine Gruppe von palästinensischen Flüchtlingen waren, die inmitten des komplexen Gewebes der Altstadt von Damaskus lebten? Wir waren gewissermaßen etwas Besonderes, denn wir unterschieden uns von den übrigen Flüchtlingsgemeinschaften, die innerhalb ihrer Flüchtlingslager eine gewisse Homogenität aufwiesen.

Schon allein der Schamaya-Palast war ein einzigartiges Gefüge, das sich von den übrigen – bescheideneren – Häusern der Juden abhob, in denen gleichfalls Flüchtlinge untergebracht waren. Und wenn dies – zumindest

anfänglich – von Vorteil gewesen sein mochte, so entwickelte sich diese Besonderheit im Laufe der Zeit zu einer Tragödie für seine Bewohner. Denn die bescheideneren Häuser hatten eine begrenzte Anzahl von Flüchtlingsfamilien aufgenommen, weshalb sie auch nur mit einer begrenzten Anzahl von Problemen konfrontiert waren. Im Schamaya-Palast hingegen, der über zwei offene Höfe mit einer Synagoge in der Mitte verfügte, wohnten in der oberen und der unteren Etage mehr als fünfzig Familien, die jeweils ein einziges Zimmer zugesprochen bekommen hatten. Und weil einige Räume des Palastes große Säle waren – mit Pflanzenmustern und wunderschönen Verzierungen an den Wänden und einem Fußboden aus buntem italienischem Marmor –, hatte man diese durch Holzwände unterteilt, damit mehrere Flüchtlingsfamilien dort wohnen konnten, die nun Gerüche und Geräusche, Streitereien sowie nächtliches Stöhnen und Flüstern miteinander teilten.

Ich kann mich noch genau daran erinnern, was von der Schönheit des Schamaya-Palastes in meiner Kindheit übriggeblieben war: die Pomeranzen-, Zitrus- und Granatapfelbäume, der Brunnen in der Mitte des Hofes, die Verzierungen und Muster an den Wänden und das Ziegeldach ... Aber wie sollte dieses einzigartige Gebäude diese Massen von Menschen verkraften?

Es war uns erlaubt, das Dach der Synagoge zum Aufhängen der Wäsche zu nutzen. Einige Zimmer der oberen Etage hatten Glasfenster, durch die wir in das Innere der Synagoge blicken konnten. Dazu gehörte auch unser Zimmer. Meine Geschwister und ich fanden es aufregend, neugierig und mit Ehrfurcht im Herzen unsere jüdischen Nachbarn zu beäugen, wenn sie samstags und an jüdischen Feiertagen ihre Gebete verrichteten. Männer und Jungen trudelten früh am Morgen ein, setzten die kleine Kippa auf, dann erhoben sich zwischen zwei Augenblicken der Stille die Stimmen, die die Bücher des Alten Testaments in einer Sprache rezitierten, die wir nicht

verstanden. Das machte uns Angst, und das Rätselhafte der Situation ließ in unseren kleinen Köpfen zahlreiche Fragen über diese Rituale aufkommen, ohne dass wir eindeutige Antworten darauf fanden. Denn das hier waren Juden, die in unserem unmittelbaren Umfeld lebten: Nachbarn und Menschen wie wir. Sie waren überall hier, in unserer unmittelbaren Nähe, und sprachen die gleiche Sprache wie wir, auch wenn sie das Arabische ein bisschen in die Länge zogen, was der Sprache etwas Weiches verlieh. Da war Abu Jaques, der jüdische Eiergroßhändler, der die typische weite Hose und die traditionelle Weste trug. Um den Hängebauch hatte er einen Gürtel geschnallt, und auf dem Kopf saß ihm ein roter Fes, so dass man ihn kaum von irgendeinem der anderen alten, traditionell gekleideten Männer aus dem Altstadtviertel Schaghour unterscheiden konnte. Er belegte einen Nebenraum der Synagoge, in dem er seine Eier sortierte, bevor er sie an die Lebensmittelläden in der Nachbarschaft verteilte. Manchmal rief er zu meiner Mutter herüber: »Hallo Nachbarin, schick mir mal den Jungen! Ich kann euch ein paar angebrochene Eier zu einem niedrigen Preis verkaufen!«

Wenn ich den Teller mit den angebrochenen Eiern in den Händen hielt, fragte ich mich: Ähneln eigentlich die Juden hier den Juden dort? Diese Frage drängte sich mir in meiner Kindheit immer wieder auf, und ich verspürte eine tiefe Verunsicherung angesichts dieses Rätsels: Wir waren Flüchtlinge, denen die Juden ihr Land weggenommen hatten. Und diese hier waren auch Juden und sehr enge und gleichzeitig sehr weit entfernte Nachbarn von uns. Es gab also eine unfassbare Kluft, die uns aus irgendeinem Grund von ihnen trennte, dessen Kern zu verstehen mir schwerfiel.

Das jüdische Viertel in Damaskus, in dem sie und wir ansässig waren, blieb bis zum Ende der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts ein Viertel voller Vielfalt und Betriebsamkeit und zeichnete sich durch die Einzigartigkeit seiner verschiedenen Bewohner aus. Es grenzte an das

Amin-Viertel mit einer schiitischen Mehrheit, an das sunnitische Schaghour-Viertel und im Norden und Westen an das christliche Viertel Bab Touma. Und als wir Flüchtlinge auch noch Teil dieser pluralistischen Bevölkerungsstruktur wurden, war dies einer der seltsamsten Widersprüche der damaligen Zeit.

Wenn ich frühmorgens loszog, um den uns zustehenden Anteil an Milch von der UNRWA zu holen, traf ich manchmal zufällig einen der Juden, und samstags konnte es passieren, dass einer mich bat, das Licht für ihn anzuschalten oder den Gasofen anzuzünden. So etwa unser alter Nachbar Rafoul, der sich die meiste Zeit über das Lärmen und Streiten der Kinder im Viertel zu ärgern schien. Ich hatte furchtbare Angst, wenn ich Rafouls Haus betrat oder auch das anderer jüdischer Nachbarn. Vielleicht wegen der Ruhe und Stille, die ihre weitläufigen Häuser umhüllte. Oder vielleicht auch wegen des Mysteriösen, das ich angesichts der Erzählungen empfand, die wir von den Alten über ihre seltsamen Bräuche hörten. Trotzdem siegte der Anreiz, eine Lira für das Anschalten des Lichts zu erhalten, über meine Angst und Verunsicherung. Und ich war immer wieder erstaunt, wie wunderschön und weitläufig ihre Häuser innen waren. Eine jüdische Familie, deren Anzahl womöglich nicht die Finger einer Hand überstieg, lebte in aller Ruhe allein in einem Haus, das unserem Palast glich, wir aber waren eingepfercht in einem einzigen der vielen voll belegten Zimmer des Palastes, weshalb wir morgens eine Ewigkeit darauf warten mussten, bis wir endlich an der Reihe waren, unser Bedürfnis zu verrichten.

Wenn ich auf dem Weg zu unserer im kolonialistischen Stil erbauten Alliance-Schule war, die der UNRWA unterstand, erregte der Anblick der alten jüdischen Frauen, die vor ihren von Pflanzen und Blumen eingerahmten Häusern hockten und ihren Morgenkaffee tranken, meine Neugier. Ich empfand diese Andersartigkeit dann umso stärker, und dieses Gefühl vertiefte sich mit der Zeit immer mehr. Ich beobachtete gerne Sitt

Wedad mit ihrem französischen Haarschnitt und dem glänzenden Pony. Und die Frau des stets wütenden alten Rafoul und die dicke alte Umm Jaques, die ständig lachte, so dass ihr einzig verbliebener Zahn in einer Ecke ihres Mundes aufblitzte. Die entzückenden schicken jüdischen Mädchen hingegen machten sich morgens auf den Weg in die vielen Nähwerkstätten im Viertel, die meisten von ihnen noch ledig, und arbeiteten den ganzen Tag, um für die Mitgift für den erwarteten Bräutigam zu sparen.

Wir Flüchtlinge lebten in ihrer Nähe und mit ihnen. Und wir erlebten gemeinsam die einschneidenden Entwicklungen und Veränderungen der damaligen Zeit. Wir begingen Hochzeiten und Trauerfeiern. Wir malten die Landkarte Palästinas auf die Mauern der Synagoge im Schamaya-Palast und schrieben in breiten Buchstaben darunter: »Wir kehren zurück«. Und später hängten wir die ersten Mitteilungen über Operationen der Fedajin und die Fotos der Getöteten auf. Und in der Alliance-Schule trichterte man uns Flüchtlingskindern mit den ersten Buchstaben auch den »Traum von der Rückkehr« nach Palästina ein, in unser heiliges Land, das wir im Herzen trugen: ein magischer Talisman, der ein bisschen Zuversicht in unsere aufgewühlten Seelen einließ, die die Hoffnung auf Rückkehr in unsere Häuser noch nicht verloren hatten. Doch auch wenn die Erinnerung an sie noch immer im Gedächtnis unserer Väter haftete, so verblassten die Bilder, je älter die Träume wurden, immer mehr.

Das Besondere an jenem Viertel war, dass es einem Laboratorium glich, in dem die Unterschiede zwischen uns – trotz unserer Dialekte und Bräuche, die wir aus unseren ursprünglichen Dörfern und Städten mitgebracht hatten – immer mehr verschmolzen. Für unsere Damaszener Nachbarn verschiedener Konfessionen und Religionszugehörigkeiten war es allerdings schwierig, diese Differenzen auszumachen, während wir uns unserer Zugehörigkeit zu unserem Dorf oder unserer Stadt rühmten und diese für den Nabel der Welt hielten.

Auf diese Weise war es uns Flüchtlingskindern vergönnt, Geschichten aus allen palästinensischen Städten und Ortschaften kennenzulernen und die mannigfaltigen Lieder, Dabke-Tänze und Bräuche in allen nur erdenklichen Facetten in unserem Gedächtnis zu speichern.

Die Entfaltung des Erinnerungsvermögens

Vielleicht läge noch immer der Staub des Vergessens über den Ereignissen jener wichtigen Phase meines Lebens, wäre nicht das Schicksal eine Verbindung mit den Erinnerungen eingegangen, die mich dazu veranlassten, mir die Konturen jener Zeit ins Gedächtnis zu rufen. Vielleicht haben mich sogar die Geschehnisse des 11. September dazu bewogen, mich heute, fünfzig Jahre später, an jene wirkmächtigen Augenblicke zu erinnern, die mein Leben bestimmen sollten. Diese Begebenheiten drängten an die Oberfläche meines Gedächtnisses, als hätte ich sie gerade erst erlebt, und ich konnte kaum glauben, dass diese attraktive und rätselhafte Frau, die stets Freude um sich herum verbreitete, zwei so gegensätzliche Söhne in die Welt setzen würde.

Mir war, als schnupperte ich den Duft ihrer Weiblichkeit, während sie zwischen Esszimmer und Küche hin und her lief, um liebevoll die verschiedensten Leckereien für uns zuzubereiten, denen sie ihre ganz eigene Note verlieh. Wir Kinder saßen in jenen Damaszener Sommernächten zu Beginn der sechziger Jahre wie versteinert vor dem Bildschirm dieses merkwürdigen Fernsehapparats, der in diesen Tagen in den Häusern Einzug gehalten hatte. Mit großer Verwunderung und Begeisterung starrten wir auf die beweglichen Schwarz-Weiß-Bilder, die uns auf ihren Flügeln in weit entfernte Welten trugen, voller fantasiereicher Geschichten, Träume und Wunderlichkeiten.

Raschas Familie hatte ihre Odyssee begonnen wie jede andere palästinensische Flüchtlingsfamilie auch, die unter dem Elend der Entwurzelung litt. Zuerst hatten sie auf dem Dach der Alliance-Schule im

jüdischen Viertel gelebt, dann zogen sie in ein bescheidenes Zimmer im Schamaya-Palast.

Diese Familie hatte aus zehn Personen bestanden, vier Jungen und vier Mädchen sowie den Eltern. Rascha war die Jüngste gewesen, ein hübsches Küken von damals sechs Jahren. Ihr älterer Bruder Salim fand dank seiner Englischkenntnisse gleich in einem der großen Hotels der Stadt Arbeit, während seine jüngeren Brüder in der Khumasiya-Textilfabrik eine Anstellung fanden. Dies war immerhin ein ermutigender Anfang für eine Flüchtlingsfamilie, die alle ihre Rechte und Pflichten verloren hatte.

Und weil der Werdegang der Menschen nicht an einem bestimmten Punkt endet, stellte ein zufälliges Ereignis das Leben der Familie auf den Kopf. Der älteste Sohn Salim wurde nämlich alsbald von der Staatssicherheit gesucht, und diese Begebenheit markierte einen Wendepunkt im Leben der Familie, der ihrem Elend ein Ende setzen sollte. Nachdem Salim über zwei Jahre lang spurlos verschwunden gewesen war, erhielt die Familie eines Tages einen kurzen Brief, in dem er mitteilte, nun in Katar zu leben, einem Staat am arabischen Golf, der infolge der Entdeckung des Erdöls einen umfassenden architektonischen Aufbruch erlebt hatte. Kurz darauf schickte Salim seinen Brüdern Arbeitsvisa, und so machten sie sich einer nach dem anderen dorthin auf den Weg. Innerhalb kürzester Zeit gelang der Familie ein dauerhafter Aufstieg, der sie aus dem Elend des Zimmers im Schamaya-Palast in eine große Wohnung im neuen Asbakiya-Viertel katapultierte, während die Familie ihres Onkels mütterlicherseits, also meines Vaters Salih Al-Scheich Talib, in ihrer Not versunken blieb, weiterhin träumte und Gott anflehte, sich ihrer anzunehmen und sie ihren Lebensunterhalt verdienen zu lassen, weil er der Großzügige und Mächtige sei und um die Nöte seiner Diener wisse.

Durch den Aufstieg war es Raschas Familie vergönnt, ein weitaus besseres Leben zu führen als wir. Trotzdem blieben unsere beiden Familien

eng miteinander verbunden, aber die bittere und offensichtliche finanzielle Kluft zwischen uns hinterließ tiefe Verletzungen in meiner Seele, die mich prägten und mir in den folgenden Jahren heftig zusetzen sollten.

Rascha war ein paar Jahre älter als ich. Viele gemeinsame Erlebnisse, die ihre Spuren in mir hinterlassen sollten, kamen mir nun sehr deutlich in den Sinn und trieben an die Oberfläche meines Gedächtnisses, mit all ihren Details aus jenen Tagen, mit ihren erfreulichen und traurigen Momenten und mit frühen Entdeckungen, die in der Dunkelheit meiner langen Nächte wie Lichtpunkte leuchten.

Von Zeit zu Zeit quälte mich der zärtliche und warme Blick Raschas, die ganz ohne es zu wollen allen durch ihre Schönheit eine gewisse Autorität aufzwang, insbesondere wenn sie ihr klingendes Lachen hören ließ: gleichsam wie eine Musik, die Freude und Glück verbreitet, oder wie die Töne einer Flöte, die das Verlangen anregen. Dann verwandelte sich der Zehnjährige, der ich war, in ein anderes Wesen, verzaubert von diesen verlockenden Schwingungen, die ich nur schwerlich erklären konnte. In jenen berausenden Augenblicken wünschte ich mir ob meiner Verlegenheit und Verunsicherung, dass sich die Erde aufte und mich verschlinge. Ich wünschte mir, dass mir Flügel wüchsen und ich weit fortfliegen könnte, auf der Flucht vor diesen Emotionen, die widersprüchlich, intensiv, angenehm und quälend zugleich waren. Jedes Mal saß ich wie versteinert auf meinem Platz und flüchtete mich in mein Schweigen, ohne dass sie etwas bemerkte, sondern stattdessen weiter nach einem wohlbekanntem Ritual den Tisch deckte. Wenn sie fertig war, schaute sie uns mit ihrem zauberhaften Lächeln an, und mit einer eleganten tänzerischen Bewegung ihrer weichen Hand sagte sie: »Bitte schön, werte Herren, das Abendessen steht bereit.«

Wie hatte ich, der strauchelnde, wehrlose, schüchterne Junge, in jenen Tagen all diese magische Liebenswürdigkeit ertragen können? Das